



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

W., G.: Starks 's Bericht über seine Orientreise.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stark's Bericht über seine Orientreise.

Der C. Winter'sche Verlag in Heidelberg, der vor drei Jahren das prächtige und gewiß noch heute jedem Leser unvergeßliche „Wanderbuch eines Ingenieurs“ (Max Eyth) herausgab, hat uns vor Kurzem wieder einen interessanten Beitrag zur Reiseliteratur geschenkt: Nach dem griechischen Orient. Reifestudien von R. B. Stark, Professor an der Universität Heidelberg. Ein größerer Abstand freilich als der, welcher zwischen diesen beiden Büchern besteht, ist kaum denkbar. Dort reiste ein Techniker, um — wenn wir uns recht erinnern — Propaganda zu machen für den Dampfsflug und die Kabelschiffahrt, hier ein Archäolog, der auf Schritt und Tritt den Resten und Zeugnissen des classischen Alterthums nachspürt; dort war das Auge des Reisenden unverwandt auf die lebendig pulstrende Gegenwart gerichtet oder schweifte hinaus in die Zukunft, hier geht der Blick mit Vorliebe zurück auf eine längst verschüttete und vergrabene Vergangenheit; dort erzählte ein allseitig gebildeter Mann mit einer Fülle von Geist und Humor, und doch in der leichtesten und anspruchslosesten Weise, in gemüthlichen Briefen an die Seinen, von seinen Erlebnissen, seinem Wirken und Streben, hier stattet ein kenntnißreicher Fachgelehrter mit würdevollem Ernst seinen Reisebericht ab, und wiewohl er sichtlich bemüht ist, ihn auch „für weitere Kreise“ einzurichten, so gewinnt er es doch nirgends über sich, auch nur ein Theilchen von dem wuchtigen Ballast seiner Gelehrsamkeit über Bord zu werfen. Wem bei dem Eintritte in die Ofener Volksbäder ein Fragment (!) aus einer verlorengegangenen Sophokleischen Tragödie, den „Lakonerinnen“ einfallen kann und in Parenthese auch gleich noch die Nummer des Fragmentes dazu, was muß das, fragt da der Mensch aus den „weiteren Kreisen“ in seiner Demuth, was muß das für ein grundgelehrter Herr sein!

Die Reise, die Prof. Stark in seinem Buche schildert, hat er im Sommer und Herbst des Jahres 1871 — zum Theil in Gemeinschaft mit dem Berliner Archäologen, Prof. Ernst Curtius — unternommen. Er brach im August nach München auf, fuhr von da über Linz nach Wien, wo er sich zehn Tage aufhielt, dann weiter nach Pesth, wo er gleichfalls einige Tage verweilte, und nach Constantinopel, dessen Umgebung er acht Tage lang durchstreifte. Vom Bosphorus ging es nach dem Hellespont und der troischen Ebene, und zwar zunächst nach der ächten und wohl ziemlich allgemein dafür gehaltenen Stätte des alten Troia am Skamander bei dem heutigen Bunarbaschi und auf der Höhe des Balldagh, dann erst nach der Stätte des sogenannten novum Ilium, dem heutigen Hisarlik, wo Schliemann — aber sicherlich mit Unrecht — die Ueberreste des alten Troia gefunden zu haben meint. Ein Tag wurde der Insel Lesbos gewidmet, dann wurde in Smyrna ein längerer Aufenthalt ge-

nommen, um von dort aus größere und kleinere Ausflüge zu unternehmen: nach den Ruinen von Ephesus mit seinem Artemistempel, nach dem Tantalosgrabe, nach dem Felsen der Niobe, endlich nach Sardes. Ende September brach Prof. Stark wieder von Smyrna auf, um durch den Archipel nach Athen zu fahren, wurde jedoch unterwegs auf Syra mehrere Tage durch Quarantäne aufgehalten. Der ganze October war Athen und seiner näheren und ferneren Umgebung gewidmet. Ende October erfolgte die Rückfahrt durch den Golf von Korinth und die griechische Inselgruppe nach Brindisi. Auf italischem Boden wurde schließlich Ravenna und Bologna noch ein kurzer Besuch abgestattet.

Schon in der Reiseroute, die Stark eingehalten, spricht es sich aufs deutlichste aus, daß die archäologischen und kunsthistorischen Interessen bei ihm im Vordergrunde gestanden haben. Zwar bringt er auch der landschaftlichen Schönheit ein offenes Auge und einen erregbaren Sinn entgegen, zwar verweilt er gern auch bei den Menschen von heute, die den Boden der versunkenen antiken Cultur beleben, er lauscht ihren religiösen Anschauungen, verfolgt mit Antheil alle Aeußerungen ihrer sittlichen und intellectuellen Bildung, beobachtet die Wege und Erzeugnisse ihres Handels und Verkehrs und sucht uns selbst für diejenigen zu interessieren, die vorübergehend seine Reise-gesellschaft bildeten; aber mehr als alles das beschäftigen ihn Museen und Sammlungen, die architektonischen und plastischen Ueberreste des classischen Alterthums, die topographische Beschaffenheit und die geschichtliche Vergangenheit des Landes. So sind seine „Reisestudien“ in Wahrheit ein Stück Kunst- und Culturgeschichte auf dem Boden der Ortskunde. Für den Archäologen und Kunsthistoriker enthält das Buch nicht nur eine beträchtliche Menge bisher unbekannter Details, sondern vor allem auch eine Fülle von Anregungen, die, mit den rechten Mitteln verfolgt, in Zukunft höchst fruchtbar werden können. Mehr als einmal hat Stark auf abgelegene und wenig bekannte Kunstschätze hingewiesen, mehr als einmal der deutschen Wissenschaft und — der deutschen Reichsregierung lohnende Aufgaben vor Augen gestellt. Wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir freilich sagen, daß Stark's Buch nicht für weitere Kreise, sondern daß es recht eigentlich für Archäologen und allenfalls solche classisch Gebildete, die die neuen Entdeckungen und Fortschritte der Alterthumswissenschaft mit besonderer Theilnahme verfolgen, geschrieben ist. Allerdings möchte der Verfasser gern hie und da nach Touristen-art den leichten und behaglichen Plauderton des Reisetagebuchs anschlagen; er scheint eine ähnliche, zugleich „aus der Wandermappe und der Bibliothek“ geschöpfte Darstellung haben geben zu wollen, wie Georg Ebers dies vor kurzem in seinem Buche „Durch Gosen zum Sinai“ mit so viel künstlerischem Tact gethan. Aber bei Stark hat sich eben gar zu viel Stoff aus der Biblio-

thel in die Wandermappe hinüber verirrt wiewohl auch er, ganz wie Oberß, in einem besonderen Anhang, der ausschließlich für die Fachgenossen bestimmt ist, eine Reihe museographischer Excurse und reiche literarische Nachweise gegeben hat, in denen mit musterhaftester Sorgfalt das wissenschaftliche Material und alle topographischen und kunstgeschichtlichen Fragen bis in die neueste Zeit herein und bis an die abgelegensten Quellen hin verfolgt ist.

Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns leider versagen. Nur einen Punkt wollen wir berühren, der neuerdings nicht bloß in weiten, sondern sogar in weitesten Kreisen und bei Leuten, die sonst nach nichts weniger fragen, als nach den Fortschritten der Archäologie, sehr viel von sich reden gemacht hat: die Ausgrabungen Schliemann's in der troischen Ebene. Schliemann ist in der Alterthumswissenschaft Autodidakt und Dilettant, aber ein Dilettant, der von dem edelsten und ehrenwertheften wissenschaftlichen Eifer beseelt ist. Er hat keinen methodischen wissenschaftlichen Bildungsgang durchgemacht und gelangt daher nicht selten zu Schlüssen und Resultaten, über die mancher deutsche Student, der nur zwei Semester archäologische Studien getrieben, lächeln wird. Die thörichten und wohlfeilen Späße aber, mit denen unsre politischen Witzblätter ihn und seine Thätigkeit verspottet haben, und die in den Augen der urtheilslosen Masse seine Ausgrabungsberichte als den haarsten Humbug mußtun erscheinen lassen, hat er entschieden nicht verdient. Daß Schliemann bei seinen Ausgrabungen Denkmäler der alten Kunst zu Tage gefördert hat, die materiell, technisch und aesthetisch von außergewöhnlichem Werthe sind, darüber kann nicht der leiseste Zweifel sein. Er hätte freilich nicht die Tollheit begehen sollen, Kunstwerke aus römischer oder hellenistischer Zeit als „Schatz des Priamos“ in die Welt zu posaunen und auf diese Weise den sprichwörtlich gewordenen Ueberschriften eines bekannten Familienjournals Concurrnz zu machen, welches auch seiner Zeit einen Artikel über den Hildesheimer Silbersund unter der Aufschrift „Das Tafelgeschirr des Varus“ brachte. Ist irgend jemand competent in der vielverhandelten Schliemannfrage, so ist es Prof. Stark, und darum möge sein billiges und gerechtes Urtheil jenem vielverbreiteten Irrthume gegenüber hier eine Stelle finden. „Schliemann ist selbst — so äußert sich Stark — ein interessantes Beispiel der Macht der Antike, des überwältigenden Zaubers, den die homerische Dichtung auch noch heute auf empfängliche und begabte Naturen ausübt. Die Selbstbiographie, die er uns in seiner ersten Schrift über Ithaka, den Peloponnes und Troja (Leipzig 1869) geliefert, erregt gegenüber jener gäng und gäben, leider so oft durch die Schule nur genährten Auffassung, als ob überhaupt die griechische Poesie und das griechische Alterthum nur noch dazu in der Welt sei, um als Zuchtmittel der Jugend und ihres correcten Denkens, ihrer Sicherheit in den Sprachformen zu dienen, unser

größtes Interesse, und sein energisches Wollen verdient unsre ernsteste dankbare Beachtung. Aber damit ist noch nicht ausgesprochen, daß das Ziel, auf welches er träumend und wachend lossteuert, den Palast des Priamos überhaupt und zwar hier in Hissarlik wieder zu finden, richtig gesteckt ist, daß er jenen Proceß, den ein so merkwürdiges ideales und reales Erbtheil wie die Sage vom trojanischen Krieg geschichtlich durchgemacht hat, in den Köpfen der Menschen, in ihren Augen möchte man sagen, endlich in ihren monumentalen Ueberresten zu verfolgen verstanden hat, daß er die Reihe der interessanten Funde, die wir ihm verdanken und deren treuer Veröffentlichung wir bald entgegen sehen dürfen, richtig zu beurtheilen und zu benutzen vermag. An historischem und kunstgeschichtlichem Werth verlieren dadurch Schliemann's Ausgrabungen nichts."

Was einen bei der Lectüre von Stark's Reifestudien unangenehm berührt, das ist der auffällige Mangel an künstlerischer Darstellung. Wir sind so kleinlich, bei einem Buche, welches für weitere Kreise bestimmt ist, allerdings hierauf einiges Gewicht zu legen, und da uns dieser Mangel seit Jahren bei keinem Buche so peinlich entgegengetreten ist, wie bei diesem, so ist es wohl der Mühe werth, einen Augenblick dabei zu verweilen. Die einzelnen Theile von Stark's Buch sind sehr verschiedenartig entstanden. Drei Capitel, das fünfte, achte und neunte, bildeten ursprünglich Vorträge und sind auch zum Theil schon früher in der bekannten „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge“ von Virchow und Holzkendorff veröffentlicht worden; das siebente Capitel hat bereits als besonderer Aufsatz in Lühow's „Zeitschrift für bildende Kunst“ gestanden; das übrige hat das Feuilleton der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ in einer Reihe von Artikeln gebracht. Diese verschiedenen Stücke zu einem wirklichen Ganzen zu vereinigen ist dem Verfasser nicht gelungen; das Buch sieht aus wie ein Gypsabguß, bei dem alle Gußnähte stehen geblieben sind. Aber auch nur die Spuren der verschiedenen Entstehungsweise zu verwischen hat der Verfasser verabsäumt. Dies zeigt sich sogar in Aeußerlichkeiten und geht so weit, daß, während in dem siebenten, achten und neunten Capitel diejenigen Worte, welche besonders hervortreten sollen, stets gesperrt gedruckt sind, in dem ganzen übrigen Buche sich nicht ein einziges gesperrt gedrucktes Wort findet. Aber viel auffälliger noch sind die stilistischen Unterschiede. Nicht etwa, daß jene „Vorträge“ besonders schön stilisirt wären; aber man gewahrt in ihnen doch wenigstens einige Feile. Dagegen ist das übrige, und namentlich die ersten vier Capitel, in einem Deutsch geschrieben, welches uns lebhaft wieder an den vor drei Jahren erschienenen ersten Band von Lemcke's „Geschichte der deutschen Dichtung“ erinnerte — nach unseren Erfahrungen eines der schauderhaftest geschriebenen Bücher, die es giebt. Eine gesuchte und verzackte Wortstellung, ein empfindlicher Mangel an Rhythmus und Symmetrie, schwerfällige und schwülstige Satzconglomerate — von wirklichen

Perioden wohl zu unterscheiden! — massenhaft zusammengepackte adverbelle Bestimmungen, die unbedingt in Sätze aufzulösen waren, ungeschickt ange-schlossene Relativa, bei denen man sich dreimal überlegen muß, auf welches der vorangegangenen Worte sie sich eigentlich beziehen, ein höchst wunderlicher Gebrauch der Präpositionen, bis zum Ueberdruß gehäufte Participia, und mancherlei andere unschöne Eigenthümlichkeiten, wie z. B. das wohl fünfzig mal wiederkehrende triviale und nichts sagende „so recht“ — alles dies kann einen den Genuß des Stark'schen Buches herzlich verleiden. Man höre z. B. folgende Sätze. S. 9: „Hier oben von dem hohen Brettergerüst der freie herrliche Blick über das gesegnete Land, über die Stadt Linz mit ihren großen Gebäuden, über die Windungen der Donau nach Osten das im letzten Sonnenglanz weißstrahlende Städtchen Enns, überall die Höhen mit Kirchen geziert, nach Norden hin zu dem Böhmerwald, nach Süden zu der weitgedehnten Alpenkette, und unter mir diese unheimlich stillen Räume, die langen, zu dem Treppenthurm hinführenden Gänge, aus denen einzelne schwarze Gestalten ohne Gruß an mir vorüber eilten, und überall an den weißen Wänden kirchliche Bilder neuesten, doch recht schwächlichen Styls.“ S. 22: „Auch die Architektur des Innern hat im späteren Nachmittagslicht den vollen Zauber der Weiträumigkeit seiner drei Hallen, des Langschiffes wie des bereits mehr ins Dunkel gerückten etwas niedern Chors nicht verfehlt, als an Mariä Himmelfahrt das Ave Maria allmählig darin verklang, und die kleine Gemeinde Andächtiger still aus einander ging in die fast verödeten Straßen des wie ausgeleerten Wiens.“ S. 29: „Es kann nicht fehlen daß solche, durch Generationen hindurch gepflegte, gewöhnlich von einem Gliede der Familie, das in eminenten Weise Gelegenheit auch hatte, in Italien, Spanien, den Niederlanden bei hoher Stellung Treffliches zu sehen und zu erwerben, begründete Sammlungen ganz besonders geeignet sind, von gewissen Gattungen der Malerei, von bestimmten Schulen, die vielleicht etwas ferner abliegen vom Hauptgange der Kunst, eine reiche Anschauung zu gewähren.“ S. 35: „Sein aus Sachara stammender großartiger Sarkophag mit Deckel aus härtestem geschliffenem schwarzem Granit, mit den an der Außenseite und Innenseite verschieden behandelten, wie heute erst eingemeißelten Kelfes und Hieroglyphen, die Todtenbarke, die Unterwelt, die Todtengenien, die Wiederbelebung, die Wanderung im Sonnenreich darstellend, steht als ein wahrer Urahne, als das Zeugniß einer wie zeitlosen Kunstbildung da.“ Oder gar folgendes Ungethüm von einem Satze mit dem completesten Anacoluth am Ende S. 20: „In der inneren Stadt Wien reizt es noch heute dem ältesten Stadtkern um St. Peter, um Maria am Gestade, um St. Ruprecht, auf dem über dem alten Donaubett steil ansteigenden Gelände mit seinen seit Jahrhunderten zu den Hauptadern des städtischen Lebens gewordenen Graben-

zügen, mit seiner alten Burg „am Hofe“, mit seinem hohen Markte nachzugehen; dann die große Erweiterung der Stadt unter den Babenbergern, beginnend mit Heinrich Jasomirgott (seit 1141—1177), abgeschlossen zunächst unter Leopold dem Glorreichen (seit 1200), zu verfolgen; die glänzenden Bauten, besonders des 14. Jahrhunderts unter Rudolf dem Stifter, voran den großartigen gothischen Fortbau und die Erweiterung des außerhalb des ältesten Wiens beständlichen St. Stephan, all die Stiftungen, welche von Klöstern, von Ritter-Orden, von den Herzogen auf ihrem neuen Sitz in der jetzigen Burg, endlich vom Bürgerthum eines als Reichsstadt sich fühlenden Gemeinwesens ausgegangen sind, im Zusammenhang auch unter der Hülle einer ganz andern Zeit noch zu betrachten; dabei das neue frische Leben, das, Dank Männern wie Baumeister Ernst Schmidt, Dank dem thätigen Alterthumsverein und der k. k. Centralcommission für Erhaltung der Baudenkmale, überall in der Herstellung des übertünchten, verflechten, versteckten gothischen Styls, in dem Ausbau des Unvollendeten, (sic!) kennen zu lernen.“ Ist es nicht, als sollte man dem, der in solcher Weise schreibt, fortwährend helfend beispringen und ihm zurufen: „Schreib’ doch so oder so, dann verstehen’s die Leute auf’s erste und nicht erst auf’s dritte mal?“ Aber auch im Einzelnen treten uns fast auf jeder Seite Proben der wunderbarsten Unbeholfenheit entgegen. Gleich S. 1: „An und für sich gehört eine Fahrt durch das Württemberger Land zu den anmuthigsten, unterhaltendsten Eisenbahnstrecken in deutschen Landen.“ S. 4: „einzelne ägyptische Dinge und assyrische Relieftplatten.“ S. 10: „Der Fremde trägt auch hier in 20 Proc. Steuerzuschlag zum Billet zur Erleichterung österreichischer Staatslasten bei.“ S. 21: „Einige Schwierigkeit kostet es hinter der großartigen Thorhalle der Franz-Josephs-Caserne, hinter dem frischen Leben der wohleingerichteten Posthöfe im alten Barbara-Stift durch winkliche Gassen zu dem bescheidenen Universitätsplatz sich durchzufinden, und vergeblich nach den Räumen der altberühmten, dem gothischen Stephansdom gleichaltrigen Universität zu fragen.“ S. 64: „Eine riesige, achtseitige, korinthische Vorhalle mit Giebel und Giebelgruppe öffnet auch am Stephanstag nicht gastlich ihre Thüren.“ S. 75: „Freudig werden stattliche Kirchtürme, wenn auch in der uns wohlbekannten Glockenform mit Knopf, einzelne spitze Thürme in der weiten Fruchtebene begrüßt.“ Ja, selbst an derben grammatischen Verstößen ist kein Mangel. So z. B. S. 4: „Die Benützung der Glyptothek wird in dankenswerther Weise in dem Katalog Brunns unterstützt.“ S. 7: „ein herrlicher Blick in die Hochgebirge Salzkammerguts, zu dem ernstern Dachstein und seinen Genossen und mit dem weit vortretenden Niesen des Traunstein am östlichen Ende.“ S. 12: „Das trefflichste Steinmaterial hat man hier in der nächsten Nähe; die Berge, an der Nordseite des Flusses nahe herangerückt, bieten sie in ausgedehnten

Steinbrüchen dar.“ S. 16: „Die Kampfstätte christlicher Völker mit dem die Donau heraufdringenden Islam.“ S. 28: „Jene Versäumniß der früheren Decennien für große Faktoren des geistigen Lebens.“ S. 29: „in der stolzen Reihe seiner Privatsammlungen an Gemälden.“ Das ist nur eine kleine Auslese aus den ersten zwei, drei Capiteln, die wir sofort verdoppeln, ja verdreifachen könnten. Dazu kommt, daß Stark nie recht weiß, ob er eigentlich erzählen oder schildern soll und daher fortwährend in die greulichste Confusion der Tempora geräth. So heißt es z. B. S. 25: „Die Copie des Theseustempels im Volksgarten ist eine recht hübsche Vergegenwärtigung dieses wohlerhaltenen harmonisch wirkenden kleinen Bauwerkes, dessen wir uns auf dem Boden Athens bald erfreuen sollen.“ Hier befindet sich also der Verfasser noch in Wien und stellt sich vor, daß er nächstens nach Athen kommen werde. S. 44 aber heißt es: „Die Anwendung der Gipsfittl wie der Terracottamedaillons geben der Außenseite des neuen Museums einen besonderen Reiz, eine edle Zurückhaltung in der Decoration. Wie mag es in diesem schönen, überdeckten Hofe, wie in den Sälen mit Oberlicht, in all den wohlberechneten Räumen für Zeichner, für die Lektüre, für Beschauung jetzt schon wohllich und einladend zum Studium sich weilen lassen!“ Hier sitzt also der Verfasser plötzlich in Heidelberg in seiner Studierstube, und die ganze Reise liegt hinter ihm. Endlich fehlt es auch, trotz der beigegebenen „Berichtigungen“, nicht an fatalen Druckfehlern, die nicht berichtigt sind; der schlimmste ist wohl S. 36 „Grabstelle“ für „Grabstele“.

Wir bedauern es aufrichtig, daß wir genöthigt waren, an die Besprechung eines sachlich so werthvollen Buches ein so ärgerliches Sündenregister von Formverstößen anzuhängen. Aber der Verfasser dieses Buches ist gar zu wenig der Vorschrift des großen Schöpfers seiner Wissenschaft eingedenk gewesen, „über das Schöne nur schön zu schreiben.“ Jeden, der über Stark's Buch nicht hinwegjagt wie über einen lumpigen Roman, sondern der es mit dem Bedacht und der Aufmerksamkeit liest, die es beanspruchen darf, wird es große Selbstüberwindung kosten, sich hindurchzuarbeiten. Mehr als einmal sind wir in Versuchung gewesen, das Buch für immer bei Seite zu legen. Dennoch bereuen wir es nicht, alle derartigen Anwandlungen niedergekämpft zu haben; die späteren Capitel namentlich haben unsere Standhaftigkeit reich belohnt.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Verlags-handlung dem Buche eine Karte der Umgebung von Troia beigegeben hat und außerdem die photographische Abbildung (Richtdruck) eines jener unvergleichlich schönen und mit einer Fülle von Pietät, Kunst und Poesie geschmückten Grabsteine, die namentlich seit 1870 bei dem athenischen Kirchlein Hagia Triada so zahlreich ausgegraben worden sind.

G. W.